

Henrich von Kleist in Bern

Autor(en): **Guhl, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 26

PDF erstellt am: **06.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Was ischt eigentlich mit dir?“ het jehen Gisi ase wölle müesse.
„Bischt nümme rächt bi Trostcht, oder däwäg gštüberet?“

„Ja, los Gisi“, het Joggi trocken Uskunft gäh, „i ha no nie ghört, daß men i dr Predig liegt.“

Das ischt e Münenünzger gsi. Wo denn a wär es Gisin nie meh i Sinn cho dr Ma i ds Wirtshuus gha z'ueche, er het chönnen ubermarcho so lang daß er het wölle. Mid emal e Straßpredig het er meh gha abz'tue. Joggin het das nit schlächt agschlage.

Zwöi, drü Mal ischt er no chly z'lang blybe hocken im „Bäre“, aber won er gmerkt het, daß Gisi nümme böhn wird drwäge, het es ihn o gar nümme glöckt, ds Hingergschirr z'facht lab az'bränten uf emene Wirtshuusstuehl. Wen er o z'wylige furt müesse het, z'Wälcheszyt ischt er geng ume deheime gsi. De het er o nümme bruuchen ufz'hoche, we dr Predigtägtscht verläse worden ischt.

Heinrich von Kleist in Bern

Eine kleine historische Betachtung

Von Heinrich Suhl

Der Abend ist hereingebrochen, nur wenige Menschen stehen noch unter den Türen und sehen die Postkutsche auf dem holprigen Pflaster in den Stalden einbiegen. Die Reisenden im Wagen, müde von der langen Fahrt, schauen aus dem kleinen Fenster zu den grauen Häusern hinauf: Bern. Die Pferde schütteln sich, daß die Geschirre klirren, der Kutscher steigt von seinem Boß, öffnet den Wagenschlag. Zwei junge Männer steigen aus, warten auf den Koffer. Ihre Kleider sind von der Fahrt zerknittert, die beiden sehen sich mit seltsamen Augen an: Es ist der Maler Lohse und der Dichter Heinrich von Kleist. Die Reise hat die beiden nicht näher gebracht. Lohse liebt die Freiheit, das Frohe und Heitere, schätzt die fröhliche Gesellschaft und lebt frei in seiner Kunst. Kleist, finster, von Sorgen aller Art gequält, steht seinem Schicksal zornig gegenüber. Mißlungene Werke, abgebrochene Laufbahn, Streit mit Verwandten, verlassene Freunde — das ist seine Vergangenheit. Lohse wendet sich zum Gehen, Kleist erkundigt sich beim Kutscher nach einer billigen Unterkunft. Die Nacht ist hereingebrochen.

• • •

1801. Im alten Bern leuchtet jeden Abend — bis tief in die Nacht ein stilles, schwaches Licht aus dem Fenster an der Postgasse. Längst sind die Bürger zur Ruhe gegangen. Kleist schreibt und schreibt. Er vergißt seine Umgebung, läßt sein Essen stehen, Zeile um Zeile reißt sich an. Die Blätter türmen sich schon seit Tagen auf, manche sind in den Ofen gewandert, manche sind entmutigt zerrissen worden. Kleist hält inne. Mit wirrem Blick betrachtet er die geschriebenen Zeilen: Nicht! — Die nervöse Hand zerreißt den Bogen in Stücke.

Es hat geklopft. Kleist hört nichts. Das Klopfen wird lauter. „Nun? Wieder nichts?“

Kleist erschrickt wie aus einem bösen Traum. Vor ihm steht ein Mann, groß und schlank gewachsen, in einem dunkeln Mantel gehüllt. Regentropfen perlen herab.

„Nein —“, antwortet Kleist, verlegen und sich schämend, „ich kann nicht — ich kann einfach nicht!“

Es ist der Ruf eines Verzweifelten. Es ist der Schrei eines Suchenden, Grübelnden und Forschenden, der nach dem Höchsten greifen will — und seine Kräfte dabei zerbricht. Immer wieder sind die Zweifel hereingebrochen, haben die Arbeit vernichtet.

„Kommen Sie mit!“ sagt der Mann mit fester Stimme. Es ist Heinrich Zschokke, „helvetischer Kommissär, Schriftsteller und Journalist“. So lautet die Anschrift an seiner Türe. Kleist zögert noch.

„Wir haben einen kleinen Leseabend —“, fügt Zschokke bei, und sieht in die wilden, flackernden Augen von Kleist.

„Wir . . .?“

„Ja — ich meine es sind noch Heinrich Gessner und Ludwig Wieland —.“ Hier hellt sich das Gesicht des Verzweifelten auf.

„Wieland? Der Sohn des Dichters?“

Damit hat Zschokke das Richtige getroffen. Kleist erwacht aus seinen dumpfen Träumen, klettert mit Zschokke die knarrenden Treppen hinunter, steht mit ihm auf der Straße. Der Regen prasselt stärker hernieder, der Sturm pfeift in die dunklen Gassen hinein.

• • •

Gessner, Zschokke, Wieland und Kleist sitzen sich gegenüber. Kleist zieht schüchtern seine regennasse Mappe hervor, er wird rot und verlegen. Sein Werk hat er gehütet, er hat es bewahrt und verborgen gehalten. Werden sie ihn verstehen? Niemand hat seinen Plänen folgen können, keiner hat ihm Verständnis entgegengebracht. Er konnte seinen innern, tobenden Kampf nicht schildern, seine Verzweiflung und sein Lasten. Er irrte umher. Ruhelos, rastlos — ziellos!

Kleist hat die Mappe geöffnet. Noch zögert er. Dann beginnt er vorzulesen, erst stockend und schüchtern. Allmählich aber gewinnt seine Stimme an Kraft. Die Kerze flackert unruhig. Nur das Klopfen des Regens auf dem Dache unterbricht die Stille, wenn Kleist eine Pause macht. „Die Familie Schroppenstein.“ Der Abend ist beendet. Die Freunde sind begeistert. „Kleist — wenn es keiner erreicht — dann erreichen Sie es!“ ruft Zschokke aus.

Kleist faltet seine Blätter zusammen. Erreichen?

• • •

Die nächste Zeit wird schwer für den Dichter. Er kann seine Miete nicht bezahlen, Kohlen fehlen, um den Ofen zu heizen. Kleist sitzt an seinem Tisch, den Mantelkragen hochgeschlagen, eine Decke um die Beine gewickelt. So fliegt Zeile um Zeile auf das Papier. Doch die Unruhe ist stärker als der Wille. Kleist steht auf, wandert in seinem Zimmer auf und ab. Das Höchste — alle andern zu schlagen — ein Drama — die Krone erringen — für sich allein . . . Die Gedanken haben die Gewalt über Kleist davongetragen. Sie verwandeln sich in Phantasie — fliegen voraus — Wochen, Monate — Jahre! So wird Kleist weitergezerrt — sein Leben ist nur noch Jagen, ein Sichttreibenlassen, eine Flucht — eine einzige Flucht ins Dunkel. Es ist der Anfang vom Ende.